

Das Magazin

Arschfalte

So nannte der Schriftsteller Andreas Niedermann die Stadt. Meine Frau, eine Zürcherin, sagt: wie nett – und meint den Blick in ebendiese Falte. Sie hat weder Niedermann gelesen, noch ist sie vorbelastet, was St. Gallen betrifft.

Es ist ein sonniger Vormittag im Herbst, die Dreilindenstrasse brachte uns hinauf zum Dreilindenweg, vorbei an den Drei Weieren, wo man im Sommer badet und im Herbst, Winter, Frühling spaziert. Es riecht nach Laub, feuchtem Gras. Wir sitzen auf einer Bank. Da unten ist die Stiftskirche, erkläre ich meiner Frau, und dahinter, am Unteren Graben, gibt es eine ehemalige Turnhalle, in der schon mein Vater turnte. In den Achtzigern wurde daraus eine Konzerthalle. Dort habe ich Stephan Eicher vor ein paar Dutzend Leuten spielen sehen. Er hatte keine Band, dafür eine Drum Machine und viele Effektgeräte für seine Gitarre. Irgendwann gab es eine Panne, und Eicher kniete eine Viertelstunde

vor seinen Geräten, bevor das Konzert weiterging. Wow, sagt meine Frau und meint den Bodensee, der im Osten wie eine Fata Morgana schimmert. An den Rändern franst die Stadt aus. Wohin man auch blickt, hört sie schon wieder auf. Mit zwanzig mag man das beengend finden, irgendwann vielleicht befreiend. Manchmal duftet es an Sommertagen selbst in der Bahnhofshalle nach Heu.

Arschfalte. Auf der nördlichen Backe, dem Rosenberg, sitzen Jugendstilpaläste, auf der südlichen Backe, dem Freudenberg, Bürgerhäuser. Dazwischen liegt die Stadt. Natürlich spielte Niedermann auf die etwas enge geografische Lage zwischen zwei Hügeln an. Aber nicht nur. «Ich stiefelte ins Zentrum», schrieb er 1989 in seinem Roman «Stern». «Das bedeutete einen halbstündigen Fussmarsch durch die Arschfalte, einfach geradeaus, vorbei an einem Pulk von Spitälern und Parkanlagen (...). Ich kannte diese Route zu jeder beliebigen Tag- und Nachtzeit, und nie war etwas passiert, das auch nur ein Kopfdrehen wert gewesen wäre.» Der Schriftsteller lebt heute in Wien. Ich in Zürich. Die Landschaft zwischen den Hügeln wird man trotzdem nie los.

St. Georgen am Freudenberg: Wirtshaus, Konditorei, Entenweiher mit Springbrunnen, Bushaltestelle. Kein Mensch auf der Strasse. Und plötzlich diese Schlucht. Das muss man sich einmal vorstellen: Mitten in der Stadt stürzt ein Bach zwischen Nagelfluh, Resturwald und Restindustrie so drastisch in die Tiefe, dass meine Frau, die sonst nur unsere Kinder fotografiert, zum Handy greift. In der Mühlenenschlucht soll der heilige Gallus in die Dornen gestrauchelt sein, was er als Zeichen Gottes deutete und sprach: Hic habitabo quoniam elegi eam (Hier will ich wohnen, denn das gefällt mir).

Wir folgen der Falkenburgstrasse, die zur Oberen Berneggstrasse wird und eigentlich eine Schotterstrasse ist. Buchen, Eichen, Obstbäume und prächtige Linden entlang des Wegs. Deutlicher kann eine Stadt nicht enden: mit der Hintertür zur Landwirtschaftszone. Links am Hang bimmeln Kuhglocken, im Tal die Klosterglocken. Das da unten, sage ich meiner Frau, links vom Bahnhof, das runde Ding: Das ist die alte Lokremise. Heute hat es ein Kino drin, ein Theater, ein Restaurant und eine Galerie. Gleich daneben steht der Spanierklub. Eine Art Nagelhaus, das mit Paella und Schwertfisch der Grossüberbauung

«Bahnhof Nord» trotz. Viel mehr als Spanier und Remise ist vom schmutzigen Quartier hinter den Gleisen, mit seinen Werkstätten und billigen Wohnungen, wo Peter Liechi seinen Spielfilm «Marthas Garten» drehte, nicht übrig geblieben.

Wir steigen in die Falte. Treppenstufe um Treppenstufe den Scheffelsteinweg hinab. An der Davidstrasse ist die Sohle erreicht. Schnurgerade verlaufen hier die Strassen, seltsam leer, durchs alte Stickerei-Quartier mit seinen Lagerhallen, Industrieschlössern und Geschäftshäusern aus der Zeit der vorletzten Jahrhundertwende. Sie erinnern an mondäne Zeiten, als die St. Galler Spitzen nach New York, Mexiko, Ostindien, China, Japan oder Australien verschifft wurden. Heute kaum mehr vorstellbar: St. Gallen beherrschte die Hälfte des Stickereiweltmarkts. Es gab einen Schnellzug nach Paris – ohne Halt in Zürich. Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs begann der Niedergang.

Meine Frau, die Zürcherin, will jetzt Bratwurst. Statt dessen zeige ich ihr, wo man das weltbeste Zürcher Geschnetzelte essen kann: in der Wirtschaft zur Alten Post im Klosterviertel. Den Espresso nehmen wir in der «Stickerei» am

Oberen Graben, einem jener angesagten Lokale, wie man sie längst auch ausserhalb von Berlin-Mitte findet. Handgedruckte Konzertplakate an der Wand, junges Personal mit gepflegten Bärten hinterm Tresen. Hier liegen auf: das tolle St. Galler Kulturmagazin «Saiten», preisgekrönt und unbedingt auch für Ortsfremde lesenswert. Meine Frau blättert in einem Heftchen namens «Gallenblase». Es ist billig gemacht und dient der «subversiven Verdauung des Stadtgeschehens». Sie liest vor: «Weg mit de Juppis, use mit de Schmier.» Und: «Wo Platz wäre, verschwinden öffentliche Plätze, werden vergartenwirtschaftet, verparkplatzt oder zum Weg degradiert.»

Apropos subversiv: Nahe dem Marktplatz, Am Bohl, stehen wir vor dem früheren Hotel Hecht mit wuchtiger Fassade, mal eines der besten Häuser der Stadt, dem ich meine einzige Fiche verdanke. Wir hatten das leerstehende Gebäude im Dezember 1988 besetzt («Gegen Spekulation und Wohnungsnot»). Den Soundtrack lieferte die Punkrock-Band Freds Freunde, eingeflogen aus Romanshorn am Bodensee. Aus Freds Freunde wurden später Die Aeronauten. Ich schreibe dem Sänger Oliver Maurmann eine Textnachricht: «Hey Oli, stehe grad vor dem

Hecht. Hattet ihr damals doch gespielt!?» Er textet zurück: «Ja, hatten wir, es war kalt, dunkel und ziemlich gut.» Nach fünf Tagen stürmten 120 Polizeigrenadiere das Haus und holten 64 Besetzer aus den warmen Hotelbetten. Das Hecht stand noch weitere vier Jahre ungenutzt.

Zeit für ein Bier. Zum Beispiel im Garten der neuen alten Militärkantine (seit Kurzem auch ein sehr schönes Hotel). Von hier sieht man hinauf an den Wiesenhang, wo wir eben noch spazierten, gleich dahinter beginnt das Appenzellerland. Was man an einem sonnigen Nachmittag in der Falte ansonsten noch tun könne, möchte meine Frau wissen. Ich zähle auf: Stiftsbibliothek, Kunsthalle, Roman-Signer-Brunnen. Seifenmuseum, Kunstmuseum, Textilmuseum. Geld ausgeben bei BRO Records, in der Buchhandlung Comedia oder bei Klang und Kleid. Gedenkminute beim ehemaligen Fussballstadion Espenmoos. Meine Frau sagt: Hopp Sangalle, füre mitem Balle!

Nachtessen mit alten Freunden im Baratella: Die St. Galler Variante der Zürcher Kronenhalle, sagt man hier gern, italienische Küche, weiss gedeckt und mit echter Kunst an den blassgrünen Wänden.

Hier rauchten, assen, tranken Dürrenmatt, Eugène Ionesco und Martin Heidegger. Wir reden über neue Kneipen und Konzertlokale, die in den letzten zehn, zwanzig Jahren entstanden und verschwunden sind. Darüber, was St. Gallen hat. Oder nicht hat. Es sei mit der St. Galler Kultur ein wenig wie mit dem Fussball, sagt einer. Wir spielen oft besser als erwartet und lassen in vielen Saisons manch grössere Stadt hinter uns. Und an guten Tagen schlagen wir sogar Basel oder Zürich. Er nennt das Palace, früher ein Cinema, heute ein Musikklub. 1930 lief hier der erste Tonfilm der Region, jetzt spielen im schön sanierten Plüschkino internationale Bands, die in St. Gallen ihr einziges Schweizer Konzert geben. Heute Abend ist es die Postpunk-Legende The Nightingales aus Birmingham. Vor knapp zwei Jahren wars der amerikanische Songwriter Bill Callahan. Meine Frau und ich sassen in der ersten Reihe. Wir waren irgendwo. London, Brooklyn, Wien, Berlin ... St. Gallen!

Von Frank Heer

Erschienen am 24. 10. 2015